

# Blaues Blatt 4



# Wettbewerbsgewinner Blaues Blatt 4

---

Das Thema des vierten Wettbewerbs des Literaturforums Blauer Salon lautete:

Das Messer zum Traum

Aus über 700 Einsendungen wurden folgende Texte von der Jury ausgewählt:

Der 1. Platz und 250 € gehen an

Das träumende Auge, die Fliegenfalle  
Sonja Schierbaum, Hamburg

Der 2. Platz und ein Buchpaket von KIWI im Wert von 140 € gehen an

Das Messer zum Traum  
Michaela Hanke, Braunschweig

Der 3. Platz und ein Buchpaket von Luchterhand im Wert von 50 € gehen an

Ermutigung  
Alexandra Huth, Markranstädt

Der 4. Platz und je ein Buchpaket der Leselinsel im Wert von 40 € gehen an

ABGESANG  
Valentin Tritschler, Berlin

&

blind see / nebelkatarakte, schiefergrau  
Axel Görlach, Nürnberg

Der 6. Platz und eine Anthologie des Blauen Salons gehen an

Du mein Heuler  
Bernd Gonner, Creglingen

Herzlichen Glückwunsch!

Wir freuen uns, diese Texte auf den folgenden Seiten vorstellen zu können.

Wir danken unseren Sponsoren Kiepenheuer & Witsch, Luchterhand und Leselinsel!

## Weitere Texte der Endrunde in alphabetischer Reihenfolge

---

Auf- und abgeklärt  
Sophia Doms, Deutschland

Aus der Nacht steigen  
Romana Ganzoni, Celerina/Schlarigna, Schweiz

bähm (Bleierne Wortfetzen)  
Hannah-Sophie Fuchs, Dresden

Bohemian Rhapsody  
Larissa Hieber, Schwäbisch Gmünd

Die endlosen Wege  
Hannes Becker, Berlin

echolot  
Angela Flam, Marchtrenk, Österreich

höhe/punkt  
Thomas Mühlfellner, Wien

kreide  
Franziska Fuchsl, Wien

Mysteriöse Spuren  
Astrid Jahns, Hannover

Oneirologische Bewertungskriterien in zwei Abschnitten  
Udo Schimanofsky, Wien

Schlaflied  
Anne Laubner, Berlin

Schnittflächen  
Ferenc Liebig, Potsdam

traumschorf  
Dietmar Tauchner, Puchberg, Österreich

undulation  
Werner Weimar-Mazur, Waldkirch

Herzlichen Glückwunsch auch an diese Autoren und Autorinnen!

Das träumende Auge, die Fliegenfalle:  
Honig und Essig im rechten Verhältnis  
zu Schatten und Licht, das die Farbe nachahmt

von gärendem Obst

siehst du nicht  
die schwarzen Flecken auf dem alten Bild

– ein Band von roter Schale, das die  
Gestalt des Apfels zu halten sucht –

darunter  
sinkt der Blick

in das Messer

Geschickt verwebt Sonja Schierbaum in ihrem Gedicht metaphorische Elemente mit bloßer Beschreibung, könnte sich aber jederzeit auf ein Still-Leben zurückziehen. Sie zeigt, erschafft neue Assoziationen, erklärt aber nicht, vertraut der Wirkung ihrer Worte, der Bilder, die sie dem Leser vor Augen führt. Die übertragene Ebene liegt leicht und weitgreifend für den Leser darunter zu entdecken.

Schlicht und pur, ruhig erzählt, abgeklärt, aber nicht verhärtet, lassen die Worte den Schmerz sehen, geben dem Messer und auch dem sinnlichen Eindruck Raum zu wirken. Das Gedicht arbeitet mit Alltäglichem, Vertrautem, in dem sich jeder Leser wiederfinden und auf eigene Erfahrungen zurückgreifen kann. Zugleich entsteht durch ihre Verknüpfungen parallel auch ein surrealer Eindruck, das träumende Auge entrückt.

Sprachlich bleibt das Gedicht nüchtern, entzieht sich jeder Dramatik und Pathetik und ufert nicht aus. Die Autorin beherrscht die Kunst der Reduktion. Es bleibt eine Essenz, die alle Sinne anspricht.

Fragen nach Verantwortung, Handeln, Erinnerungen, Träumen, Vergänglichkeit und ihren Wechselbeziehungen werden auf neue Art (be)greifbar, sichtbar, aber nicht aufgelöst. Auch der Blick des Lesers sinkt am Ende in das Messer.

D A S      M E S S E R      Z U M      T R A U M  
M E S S E R      T R A U M  
E S S E R      T R A U M  
M E      E R      A M  
S      A M  
M      Z U M      A U M  
U      T  
M      U      T R A U M  
T  
D      E      M      T R A U  
D      M E S S E R      M      T R A U  
E      M  
E S S E R      T R A U M  
M E      E R      T R A U M  
D      E      R      T R A U M  
M E S S E R      A M

Michaela Hanke hat mit ihrem Text gezeigt, was alles - buchstäblich - im Wettbewerbsthema steckt. Durch die Setzung sehen wir die Themenzeile „Das Messer zum Traum“ immer wieder in verschiedensten Wendungen aufleuchten. Die Buchstaben scheinen wie Flocken zu fallen und eben an den Stellen liegen zu bleiben, an denen jemand gegangen ist. Es bleibt eine zu erahnende Fährte, der man beginnt zu folgen – so lotet der Text aus, was es bedeuten könnte, dieses Messer zum Traum, und was, es zu verwenden.

Das Messer scheint eine Art gefahrenvoller Schlüssel zu sein und für eine Bewegung an einer Grenze (Saum) zu stehen. Damit zu spielen, sich Grenzerfahrungen zu erlauben, ja, sich hinter der Grenze Liegendes einzuverleiben (Traumesser), das scheint der Wert der Bewegung, trotz aller Gefährlichkeit. Wir brauchen unsere Träume. Sich zu trauen, an ihnen zu rühren, sie an uns rühren zu lassen, sie in uns aufzunehmen, das lohnt sich, sagt der Text. Wenn auch wie in einem Scrabble versteckt und ohne zu behaupten, dass das alles gut ausgehen muss.

So schafft es Michaela Hanke mit beachtlichen sprachlichen Mitteln einen menschlichen Zustand zu erfassen, zu zeigen, wo der Mensch sich befindet.

salzenes Wort  
einmal  
wird deinem Spiegelbild  
der Blick entgleiten  
und man bespannt die Straßen  
von Fenster zu Fenster  
einmal  
nimmt der Himmel  
seine Grenzen bei der Hand  
nur einmal fällt Licht auf  
Licht  
und Wild schmiegt den Asphalt rot



Alexandra Huth überzeugte die Jury mit einem Gedicht, das durch seine Einfachheit und ruhige, sichere Erzählweise besticht. Wenige Zeilen reichen hier aus, um den Leser auf eine Reise zwischen Traum und Erwachen mitzunehmen, das Wettbewerbsthema aufzugreifen und zu thematisieren, ohne die Schlüsselworte selbst benennen zu müssen.

Einmal, einmal ... nur einmal, ein Abfedern, Aufschwingen. Die vielfältig interpretierbare Bilderebene, die auch klanglich und rhythmisch ganz unangestrengt untermalt wird, spannt eine große Assoziationskraft auf.

Am Ende dann der Schnitt vom träumerischen Licht, von der Aufhebung der Grenzen, die einen bei jedem Lesen erneut entführt, ins dunkle Erwachen. Das Wild(e) und darin auch das Freie und dessen Sterben werden sichtbar. Es liegt eine Ambivalenz darin, eine Traurigkeit, aber auch das Annehmen, Ansehenkönnen. Man erschrickt, wie das Scheitern fast zärtlich intoniert wird und sich das Messer beinahe unerhört ohne überzogene Dramatik eingeschlichen hat.

Der Text bietet eine Offenheit, ohne beliebig zu werden und ohne sich im metaphorischen Überfluss zu ergehen. Alexandra Huth schafft Räume, bietet mögliche Leseweisen sowohl auf realer Ebene, als auch im übertragenen Sinn an, die nicht einengen und trotzdem stringent und schlüssig sind und auch über das Gedicht hinausweisen können. Ob man es als gescheiterte Flucht zur Selbstfindung liest, oder als das Ende einer Beziehung, oder ob man eher ein philosophisches Aufgreifen der Lebens/Traumthematik darin sieht, oder einfach die traumverschobenen Bilder einer Fahrt wie einen Film auf sich wirken lässt, es bleibt als Nachhall das Gefühl, durch das Gedicht etwas von diesem einen Moment erfahren zu haben.

ich  
kleiner feuersturm  
mit den mutwilligen tränen  
die sagen  
muss  
das  
denn wirklich  
könnte doch auch alles  
furchtbar einfach sein

aber  
in mir ist ein loch das schreit

frag  
nietzsche  
GOTT IST TOT  
müller  
ER TREIBT ALS SKELETT IM ALL  
goetz  
DON'T CRY – WORK  
und du?  
hm?  
und du?  
ÖHM JA OK SO  
ZIEMLICH UNGEFÄHR VIELLEICHT GENAU DASSELBE  
meinen kaffee von gestern  
zwischen zwei fäusten aufgewärmt  
bittres gesöff  
ich trink  
dich  
ich trink dich zu vergessen  
und ihr tränen wenn ich euch koch schmeckt ihr so süß  
ein rest bleibt immer noch  
für morgen

aber im wald ist ein grab und nachts ist es besonders laut

im traum dann die behauptung  
ALEX IST TOT!  
ich schweife noch treibholz im fluss ohne mündung  
ungläubig den kaffee für morgen kaltstellend  
wo wo die quelle so noch immer die frage denn  
zu oft rannte ich  
rannte rammte einfach

zweifach dreifach  
immer in dieselbe  
immer in dieselbe kerbe hinein  
das  
das war alex  
der mit dem beil  
die entpuppte puppe  
meiner selbstüberschätzung  
ich brach ihm die beine jeden tag  
und er mir das genick ein leben lang  
aber heut nacht  
ich  
im traum  
freibeuter mit messer zwischen den zähnen  
EGO-SHOOTER AUF DER PIRSCH  
ich knall ihn ab den  
tölpel den  
hinderer den  
windwurm den  
kerl in der savanne schutzlos schau  
einsamer machthaber despotensau  
nur am tag tanzt er im wald auf gräbern im kreis  
jetzt im traum sehe ich ihn klar und  
weiß er ist nicht ich ich lege an  
er  
alex der wortlose  
plötzlich hat er worte  
sagt  
du siehst dich nur  
doch spürst dich nicht  
er schießt du mich er schießt du dich  
los sage ich  
geh mir weg mit deinem verwirrungsschleiß  
schlag haken tanz  
meinst wohl ich erwisch dich nicht –  
doch  
mein  
schuss  
in den kopf  
trifft

das war's  
das  
das war alex

entpuppte puppe meiner selbstüberschätzung  
und die vöglein singen's vom dach

jetzt  
auf auf

-

dort  
wo sie in waldesboden liegt  
war ich fauliger zahn im fauligen gebiss eines fauligen totengräbers  
mit ketten um den hals und rädern im rücken und zähnen wie mir im maul  
jetzt bin ich da  
mein ort  
allein

gierig hastig suchend  
schnell her mit dir du stimme wo ist dein schrei wo  
ist  
dein  
schrei sag ich hack hack hack du akt der gewalt du schrei ich hör dich  
nicht

aber halt  
doch  
mal  
inne  
ruh  
doch  
mal  
hör auf sie  
hack doch nicht so wild umher um dich  
gräber schreien nicht nie nimmer immer  
flüstern sie  
hörst du  
wie

Ich löse den Krampf meiner Fäuste. Tränen fallen zur Erde und ich schlage  
Wurzeln wenn auch nur für kurz, denn ich weiß ja, Alex kommt wieder zum  
Tanz im Kreis. Ich lerne, ruhe, reise, lausch.

Valentin Tritschler gelingt es in seinem rasanten, aus wilden Aufschreien und düsteren Reflektionen zusammengesetzten Text, viele Facetten einer Emotion zu erfassen: eine innere Zerrissenheit, die Rastlosigkeit eines Trauernden, das Gefangensein, die Untröstlichkeit und die Wut. Immer wieder wird die Wucht des Textes aber auch von einer treffsicheren (Selbst-)Ironie aufgefangen, die auch das Lesen selbst zu reflektieren scheint.

Fassungslosigkeit und Bedauern potenzieren sich im Rhythmus der Worte, sie beschatten und verdunkeln jeden Lebensbereich. Schemenhaft, wie von Blitzlichtern erhellt, treten Wortfragmente und Erinnerungsfetzen zutage, die sich verschiedenen Erlebnissen, Gewohnheiten und Erfahrungen zuordnen lassen - vielleicht mit einem geliebten, davongegangenen Menschen oder auch nach einem Bruch mit einem Teil des eigenen Selbsts.

Auch wenn es unmöglich scheint, jeden Vers, jeden der Gedankengänge und -sprünge zu entschlüsseln, so bleibt doch ein stimmiger Gesamteindruck einer großen (Schreib-)Bewegung.

Der Text arbeitet intensiv mit Tempoveränderungen und der Wechselbeziehung zwischen Inhalt und Klang. Zu seinen Stärken zählt auch seine kraftvolle, kantige Unausgewogenheit, die jedem noch so absurden Auswuchs der menschlichen Verzweiflung nachgeht. Am Ende des wilden Trauergalopps steht ein kurzer Moment, der, ganz im Ansatz, den Gedanken des Zulassens und Akzeptierens enthält. Trost auch für den Leser: „Ich lerne, ruhe, reise, lausch.“

Auf den erwähnten Aspekt des Lauschens wird man gegebenenfalls zurückkommen dürfen, denn das Gedicht „ABGESANG“ ist ohne Zweifel eines, das, vorgelesen bzw. vorgetragen, an Intensität noch einmal gewinnen wird.

streicht ein flügel über das bleiweiß  
des bergsees, oder ist es eine klinge,  
die mir an die kehle fährt. im zwielight

zwischen waldsaum und alptraum rutscht  
die körnung des ufers, löst sich  
die kontur des zuletzt verlässlichen:

stein und herzs Schlag. ab hier nur bilderloses  
rauschen, der niesel und keine beweise,  
dass wir waren was wir nicht mehr sind

Axel Görlach lässt uns eintauchen in eine Landschaft, klar und scharf gezeichnet und doch trügerisch, mit unsicherem Grund, im Zwielficht. Das Erleben des lyrischen Ich führt unmittelbar zur übertragenen Ebene, den Assoziationen, wie dem Flügel, der die glatte Oberfläche eines Sees schneidet und zur Klinge wird. Indem sie an die Kehle fährt, ist auch ein Sprachverlust mit angesprochen, der später durch den Verlust der Bilder aufgegriffen und weitergesponnen wird.

Vorstellungen vom Sterben oder - im übertragenen Sinne - Verlassen eines Lebensabschnittes oder einer Beziehung werden hier in einer Weise ins Bild gesetzt, die neu ist. Der Titel erzeugt dazu eine eher nüchterne Stimmung und beugt so gleich zu Beginn einem Übermaß an Pathos vor. Er versetzt einen in die Lage eines Forschers, auch was die mitschwingende Gefühlsebene betrifft.

Am Ende verschwinden die Bilder, die Landschaft, es bleibt das Rauschen. Die Aussage über das zuletzt Verlässliche „stein und herzschat“ und den Schlussgedanken „keine beweise, dass wir waren was wir nicht mehr sind“, hinterlässt einen Nachklang und wirft den Leser auch auf sich selbst zurück.

... die Kultur verbreitet sich auf Kosten der Quecke.

„Lernen, d. h. ausmerzen.“

Und du fragst Dich: welche Quecke?

*(F. Deligny, Briefe an einen Sozialarbeiter)*

du mein Heuler,

mein großer Budenzauberer,

Wort- und Steinevernichter,

wie du von deinem Schutthaufen herunter (das halbe Dorf schon im Einsturz,

und zwanzig Jahre gewiss, und Pfade hinaus ins Land, die du mit deiner halbgaren Machete freischlägst

und deinen Späherblick dabei abwechselnd in Gras und Wolken schickst) –

wie du von deinem taumelnden Schutthaufen herunter (oder ist es dein taumelnder Stand oder dein

Irokesengewöll,

das den Bewegungen deines Späherkopfs treulich folgt?) –

wie du von deinem Schutthaufen also herunter predigst,

mit dem satten Nachschub an Steinen von rückwärts und seitwärts,

Steine, die du gleich lostrittst

oder dich bückst, ja sie beinah bekniest und sanft beredest

Irokesengewäsch

und danach ausholst (den schweren, glänzenden Stiefel

zum Schwung, eine schwarze Sonne, oder wenigstens Grollen davon)

und stärker noch lostrittst –

du mein Heuler,

mein großer Budenzauberer,

kurz bevor die Kinder dich holen von deinem Haufen

zum Späherspiel.

*„Unser Dorf soll grünen!“* rufst du

*„Wir säen die Steine“* rufen die Kinder

*„Und das Gras?“*

*„In den Köpfen“,*

und sie laufen,

alle Pfade hinaus ins Land,

gleichzeitig, sternförmig, Sonnen-verrückt,

deine schwarzen Stiefel glänzen voraus,

die kleinen Macheten,

die halb-wüchsigen Kinder,

das Späherspiel.



„Gras also?“ rufst du, während die Messer schwirr'n  
„Welches Gras?“ dann die Kinder,  
sie stapfen voran  
„Das in den Köpfen.“  
„Wir säen die Steine.“  
– runde Münder dabei zum Erbarmen (wieder die schwarzen Sonnen)  
– die alten Narben,  
die du unterm Stiefel mit Speichel beleckst,  
freundliche Götter

die Vorhut von ihren Steinen  
kollert dir unter die Sohlen,  
dein Irokesengejaul rutscht zum Himmel hinauf  
– und die Kinder taumeln ihm nach mit Augen und Ohren und staunen:  
du zeigst auf die Wolken – wie Budenzauber  
purzeln sie,  
irgendetwas von deinen schwindligen Sonnen  
oder wenigstens Sonnen-Verwandtes darin  
„In den Köpfen also“ rufst du  
„Die Stein-Saat!“ rufen die Kinder,  
„Die grünt bald.  
Im Frühjahr.“  
– sie kriechen und tasten nach Wolkenresten im Gras.  
Als sie aufschrei'n (etwas wie jubeln),  
rufst du:  
„Hier grünt es!  
Unter den Stiefeln!  
Oder wenigstens eine krätzigte Sonne. Die wächst schon. Und scheint dann für drei.“  
„Köpft die Macheten! Werft Anker!“ rufen die Kinder (was du verstehst in ihrem Geheul),  
und sie weisen mit ihren kurzen Fingern übers Gelände –

du liest die Konturen ihres Glücks:  
kein Wort –  
etwas, das im Stummeltanz schwebt, dass du flüsterst:  
für jedes Getier, für Wurzeln und Blattwerk, das über- und unterirdische Leben, für das Raue und  
Zärtliche innen, das ihre Glieder bewegt, für die Erregung, die sie befällt

ein Haus

Gedichte arbeiten oft mit Klang, das ist ihre Quelle, das Zusammenhang-Stiftende des Gedankens hörbar machen, zum Klingen bringen. Klang ist Geheul, das durch die Mühle der Zivilisation gedreht, nach vorn gezerrt wurde und im Extremfall als gereimter Jägerzaun die Grenze zwischen dem Heim und der fremden Wildnis markiert. Wer heult, laut oder leise, hat die Kultur nicht ergriffen und wird nach dieser Denke weggeschlossen.

Fernand Deligny war einer der Experimentatoren, die Lebens- und Schreibformen jenseits des Zauns suchten. Er verwirklichte sich spät einen Traum, indem er in einer Gemeinschaft mit schwierigen Menschen lebte und Möglichkeiten in einem zuge wachsenen Brachland schuf, die manchmal erst wie mit der Machete freigeschlagen werden mussten: Wo Geheul zugelassen wird, weil es dem Menschen manchmal näher steht als eine Folge wohlsortierter Gedankenhalme.

Dieser Text von Bernd Gonner fängt die Atmosphäre einer Lebensform abseits der bürgerlichen Norm überzeugend ein.

---

Wir danken den Teilnehmern für die vielen beeindruckenden, aufwühlenden, berührenden, verspielten, schönen und wilden Texte, die zum Wettbewerb eingesandt wurden.

Vielleicht liest man sich irgendwann wieder auf den Seiten des **Blauen Salons**.  
Wir würden uns freuen!

Das Team des Blauen Salons und die Jury

